

# Kapitel 1

Aus irgendeinem Grund lächelte Allegra, als sie fragte: »Was, jetzt sehen wir uns einfach nicht mehr?«

Kyle lächelte zurück. »Nein.«

Er ging weg und hoffte dabei, daß sie sagen würde: »Halt, warte! Wollen wir nicht darüber reden? Komm doch wenigstens bis zur Thormannstraße mit.«

Tat sie aber nicht. Später tröstete er sich mit dem Gedanken, daß es sowieso keinen Unterschied gemacht hätte, und abgesehen davon, war diese Frage nicht der Beweis, daß sie ihm sein mißratenes Leben nur noch mehr vermiesen wollte?

Kyle war dreiundzwanzig und hatte weder Arbeit noch Geld, noch Freunde, und nach seiner gescheiterten Annäherung an Allegra hatte er auch keine Freundin. Zu Hause in seinem Schreibtisch warteten ein Revolver und eine Schachtel Patronen auf ihn. Es war Zeit, sie einzusetzen.

Dave hatte gesagt: »Die Handelsmarine kriegte uns in die Finger, als wir jung waren, und härtete uns ab, tötete unsere Gefühle, machte uns zu etwas anderem. Die Dinge, die sie uns antaten. Aber sie mußten, sonst hätten wir's nicht ausgehalten. Als Matrose mußte man über Dinge lachen, über die Menschen weinen.«

Früher hatte Kyle auch nicht geweint, aber diese Zeiten waren vorbei. Jetzt fing er manchmal grundlos an zu lachen, und es ging in ein Schluchzen über, oder er fing an zu weinen und brach in Gelächter aus. In beiden Fällen achtete er darauf, daß ihn niemand beobachten konnte.

Das war eines der wenigen Dinge, die er immer noch unter Kontrolle hatte.

Vom Waldrand, wo er Allegra hatte stehenlassen, waren's fünf Minuten zur Föhrenstraße. Er brachte die zehn Meter Kopfsteinpflaster vom Gartentor zur Haustür hinter sich und die kurze Treppe von dort zum Hochparterre und hörte keinen Ton. Seltsam: Eigentlich hätte sich Nelson von innen gegen die Tür der Ganovis werfen sollen im Bestreben, sie niederzuschmettern und dem Vorbeigehenden an die Kehle zu springen. Nelson war ein Kangal, ein türkischer Herdenschutzhund, den die Ganovis in die Schweiz importiert, in ihre Wohnung eingesperrt und in den Wahnsinn getrieben hatten. Ein paar Monate vorher hätte er beinahe die Witwe umgelegt, die im zweiten Stock wohnte. Kyle hatte davon gehört und die verschiedenen Berner Tierschutzorganisationen angerufen, um zu fragen, ob man irgendwo anders einen Platz für Nelson finden könne, aber es war nichts zu machen. Die einzige Konsequenz war, daß die Ganovis Wind bekommen und ihren Haß auf Kyle gerichtet hatten.

Ein Blumentopf mit einer traurig herunterhängenden Palme drin stand auf dem Treppenabsatz, so daß jeder, der weiter hinauf mußte als bis zu den Ganovis, also alle außer ihnen selbst, einen Bogen darum machen mußte. Das allein war die Sache wert, aber wahrscheinlich würde irgendwann jemand den Topf beiseite schieben, und dann würden sich die Ganovis am Betreffenden rächen dürfen. Und wahrscheinlich wäre dieser Betreffende Kyle.

Das wußte er alles, trotzdem schob er jetzt den Topf beiseite, und da erklärte sich die verdächtige Stille: Die Ganovis hatten ihm offenbar aufgelauert, denn die Tür wurde aufgerissen, und da standen sie, zwischen ihnen

Nelson. Die Ganovin hielt ihn am Halsband, ließ ihn aber immer wieder vortreten und zerrte ihn dann wieder zurück. Sie und ihr Mann schrien Kyle wild durcheinander an, während Nelson abwechselnd bellte und keuchte. Wie der Blumentopf war dieses Treiben einerseits Selbstzweck, andererseits eine Falle: Kyle sollte die Beherrschung verlieren und sich eine Beleidigung, Drohung oder Tätlichkeit zuschulden kommen lassen, damit sie ihn anzeigen und beim Vermieter anschwärzen könnten. Der rief Kyle sowieso dauernd an, um zu fragen, warum er die Ganovis nicht mit angemessener Höflichkeit grüße, wenn er ihnen im Treppenhaus begegnete.

Diesmal blockierten sie wenigstens nicht die Treppe, so daß er ungehindert weitergehen konnte. Um sich von dem Theater abzulenken, zählte er die Stufen: elf bis zum nächsten Absatz, neun weitere bis in den ersten Stock. Das Geschrei hörte erst auf, als er die Tür hinter sich zugemacht hatte, und da hatte er schon den nächsten Krach in den Ohren: Arthurs Radio. Er warf einen Blick in dessen Zimmer, um zu sehen, ob er überhaupt zuhörte.

Als Kinder hatten Kyle und sein Bruder, Michael, meistens in der dritten Person von Arthur gehört, weil er immer auf den Schiffen unterwegs gewesen war, und als Folge davon nannten sie ihn auch einfach Arthur. Wenn andere Leute ihre Väter mit »Paps« oder »Dad« anredeten, war Kyle jedesmal peinlich berührt, denn für ihn klangen solche Ausdrücke wie »Majestät« oder »Hochwürden«. Ob's Michael auch so sah, wußte er nicht.

Kyles Mutter, Josephine, war nicht zu Hause. Sie saß beim Hauptempfang der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft, wo sie bestimmen durfte, wer reinkam. Botschafter, CEOs, Parlamentsmitglieder – alle

mußten sich zuerst Josephine vorstellen. Kerzengerade saß sie hinter einer Scheibe aus kugelsicherem Glas, und wenn sie jemanden reinließ, streckte sie ihren rechten Arm aus, richtete den Zeigefinger zur Decke, hielt ihn einen Moment lang so, schnappte ihn plötzlich nach unten und drückte den Türöffner, als ob sie einen Käfer zerquetschen würde.

Arthur lag schnarchend auf seinem Sofa. Kyle stellte das Radio ab, ging in sein Zimmer, machte die Tür zu und war damit wieder in der einsamen Hölle, in die er sich hineinmanövriert hatte, nur daß er jetzt auf seiner langen Liste von Mißerfolgen einen weiteren deprimierenden Eintrag zu verzeichnen hatte.

»Das Leben an Land ist bruchstückhaft«, hatte Dave gesagt. »Leute, die immer ein und aus gehen. Unordnung. Lärm.« Ja, genau. Und Einsamkeit. Und, nicht zu vergessen, Wahnsinn.

Da Kyle kein Geld hatte und ihn nichts mehr interessierte, war eines seiner größten Probleme, die Zeit rumzukriegen. Er las viel und hatte Phasen, in denen er sich oft in Bibliotheken aufhielt. In der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern hatte er sich einmal über Depression, Selbstmord und fehlgeschlagene Sozialisierung informiert, und dabei war er auf den Begriff des Bilanzselbstmords gestoßen, der besagt, daß man das Pro und Kontra seines Lebens abwägt und sich umbringt, wenn das Ergebnis negativ ausfällt. Absolut einleuchtend, aber Kyle wußte, was Dave dazu gesagt hätte: »Etwas stimmt mit deinem Kopf nicht, Kyle. Rück ihn wieder zurecht.« Das hatte Dave nämlich Burke, einem ersten Offizier, gesagt:

»Ich las in der Zeitung von einem erweiterten Selbstmord auf Cape Cod. Jemand hatte seine Frau, seine Kinder und seinen Hund umgebracht und anschließend sich selbst. Ich sagte: »Burke.« Ich wußte es einfach. Jahre vorher hatte er mir gesagt, daß er seine Frau umbringen wollte. Wir waren in einer Bar in Boston, und er erzählte mir diese Sachen, und ich sagte: »Etwas stimmt mit deinem Kopf nicht, Burke. Rück ihn wieder zurecht.« Zwanzig Jahre später machte er's, drehte durch.«

Neben dem Lesen ging Kyle viel spazieren, und dabei sah er hin und wieder seinen Schatten vor sich. Diesen dünnen Hals auf diesen schmalen Schultern konnte er fast nicht mit sich in Verbindung bringen, denn früher war er ziemlich athletisch gewesen, aber als er mit dem Leben abgeschlossen hatte, hatte er auch mit dem Training abgeschlossen, und jetzt war er nur noch Haut und Knochen. Entsprechend wurde er auf der Straße manchmal angepöbelt, früher hatte es das nicht gegeben. Aber auch in seiner jetzigen Verfassung wurde er nicht annähernd so auf die Probe gestellt wie Dave über Jahrzehnte auf den Schiffen:

»Landratten schlagen einander während einiger Jahre die Köpfe ein und werden dann Buchhaltungsassistenten und erzählen ihr Leben lang von ihrer harten Jugend, wie sie immer kämpfen mußten. Als ich zur See ging, mußte man dreinschlagen, wenn einem jemand Probleme bereitete. Meinungsverschiedenheiten mußten geregelt werden, man konnte nicht mit ihnen leben, man war nicht mit dieser Art Mensch zusammen. Die Regeln verlangten, daß man das Ende der Reise abwartete und sich dann Gerechtigkeit verschaffte, aber nimm an, du hast für zwei Jahre auf einem Schiff angeheuert und nach der ersten Woche hast du schon Probleme. Sollst du dich etwa

jahrelang terrorisieren lassen, womöglich von jemandem, der deine Kajüte teilt, und am Schluß, wenn alles vorbei ist, die Experten einschalten? Lächerlich. Solange jeder wußte, daß sich niemand rumschubsen lassen würde, war's gut. Das Schlimmste, was man an Bord haben konnte, war einer, der glaubte, sich aus einer Keilerei herausreden zu müssen. Dann nahm der Ärger kein Ende.

In *Two Years Before the Mast* macht Richard Henry Dana einen großen Wirbel um die Grausamkeit des Käpt'ns der *Pilgrim*. Aber in der Umgebung von Schiffen war's immer grausam, und ich habe gesehen, wie Leute weitaus schlimmer zugerichtet wurden als alles, was Dana beschreibt, und aus viel weniger wichtigen Gründen. Ich habe gesehen, wie auf Typen wiederholt mit stumpfen Gegenständen eingeschlagen wurde; einen Heizer, der mit einem Stück Seil halb tot geprügelt wurde; einen Matrosen, der gefoltert wurde, indem man ihm eine Kanne voll brühendheißem Kaffee ins Gesicht hielt; einen Öler, der schreiend im Gang rumtaumelte und eine Blutspur zurückließ, die von einer Axtwunde herrührte; einen Zimmermann, dem man mit einer Axt das linke Auge entfernt hatte; einen Elektriker, der in einem blutgetränkten Laken an Deck lag und keinen Laut mehr von sich gab; einen Koch, dem man den rechten Arm fast vollständig von der Schulter gerissen hatte, so daß die Knochen und Muskeln zu sehen waren; einen Funker, der einen ersten Offizier angeschnauzt hatte und als Folge davon tot am Fuß eines Niedergangs lag; Matrosen, deren Kiefer von ihren eigenen Gewerkschaftsleuten zertrümmert worden waren, so daß praktisch nichts mehr übrig war – das war in allen US-Häfen über Jahre hinweg Standard: Einer meiner Stewards sagte seine Meinung auf

einer Gewerkschaftsversammlung in Baltimore, und sie brachen ihm den Kiefer an Ort und Stelle.

Ich bin mit Messern, Fäusten, Schäkeln und Schlagringen angegriffen worden, mit jeder Waffe, die du dir vorstellen kannst. Jeder meiner Finger ist mehrfach aufgeschnitten, aufgebissen, umgebogen und gebrochen worden. Nachts sind Gruppen von Matrosen in meine Kajüte geschlichen, um mich in meiner Koje zu Tode zu treten. In Casablanca prügelte ich einen von zwei Typen zu Tode, die mich am hellichten Tag mit Messern bedroht hatten. Ich hatte einen ersten Offizier, der im Atlantik einen Kapitän über Bord geworfen hatte; einen Öler, der auf mein Schiff geflüchtet war, weil die New Yorker Polizei hinter ihm her war – er war Straßenräuber und verprügelte Leute in den Parks und klaute ihr Geld –; und einen leitenden Ingenieur, der sagte: ›Was ist das in der Ecke?‹ und wenn du dich vornüberbeugtest, zog er dir seine Taschenlampe über den Schädel. Ich habe mich aus Kneipen in Istanbul freikämpfen müssen, Surabaya, Bremerhaven, Panama . . . In Alexandria wurde ich von einem ganzen Mob angegriffen. Das habe ich mehrmals erlebt. In Abadan stieg ich aus dem Taxi, und zweihundert Leute gingen auf mich los. Ich habe Kriege miterlebt, Volksaufstände, Revolutionen . . . Im Herbst 1951 stand ich in Puerto La Cruz vor einem Erschießungskommando. Im Sommer 1954 kam ich in Puerto Barrios an einem Eishaus vorbei, wo Leute, die hinter Autos her zu Tode geschleift worden waren, von den Eishaken hingen. 1960 schlich in Kompong Som eine Bande von Einheimischen auf das Schiff neben meinem und massakrierte die Besatzung im Schlaf und klaute alles, was nicht niet- und nagelfest war. Im Frühling 1964 war

ich auf Zypern, als dort gekämpft wurde. Viele Tote in dieser Nacht. 1967 saß mein Schiff eine Zeitlang in Cat Lai fest, dem Munitionsankergrund für Saigon. Am Tag schossen sie vom Papageienschnabel aus mit Raketen auf uns, und nachts kamen zu beiden Seiten des Flusses Vietcongs runter und schossen mit ihren Gewehren. Sie wußten, wo wir waren, konnten aber keine schweren Waffen runterbringen.

Richard Henry Dana sah seine Reise aus der Warte eines verweichlichten Harvard-Jurastudenten. Empfindsam. Unschuldig. Und immer beklagt er sich: »Was tu ich hier im Pazifischen Ozean, ein anständiger Mensch wie ich, ein Harvardmann, mit all diesen bösen Leuten? Ich bin zu gut, um Matrose zu sein.« Dana hätte nie im Leben Matrose sein können. Aus dem, was er war, macht man keinen Matrosen.«



## Kapitel 2

Kyle hatte Allegra ein halbes Jahr vorher kennengelernt, an einem sonnigen Tag im September. Er war gegen Mittag aufgewacht und in die Elfenau gegangen, einen Park an der Aare, um nach einem Schwanenpaar zu sehen, das er seit einigen Monaten regelmäßig beobachtete. Für Schwäne hatte er schon immer eine Schwäche gehabt. An Land sahen sie tolpatschig aus, aber in der Luft kam ihre ganze Majestät zum Ausdruck. Nicht, daß die von selbst gekommen wäre: Als er noch gerudert hatte und ab und zu ein Schwan an seinem Boot vorbeigezogen war, hatte er sehen können, daß jeder Flügelschlag eine Anstrengung bedeutete.

Die Gewohnheiten dieser beiden Schwäne kannte er ziemlich gut, und sie waren genau dort, wo er sie erwartet hätte. Etwas stromaufwärts saß auf einem Felsbrocken ein Kormoran. Kyle setzte sich ans Ufer und hielt seine Füße ins Wasser. Nach einigen Minuten trieben drei Enten an ihm vorbei.

Dave hatte ihm von den Tieren erzählt, die man von den Schiffen aus sieht:

»In den gemäßigten Zonen sieht man Sturmschwalben und in den Tropen Albatrosse und Eis- und Sturmvögel. Sie schlafen auf dem Wasser, und es heißt, sie könnten auch im Flug schlafen. Möwen sieht man nur in der Nähe von Inseln und Festland.

Wale sieht man selten. Die Jagdgründe, zum Beispiel die westlich von Mexiko und Südamerika, liegen abseits der wichtigen Handelsrouten. Hier und da sieht man einen Blas, die Fontäne, die's gibt, wenn sie ausatmen. In letzter

Zeit habe ich südlich von Neuschottland viele Wale gesehen, auch Mörderwale.

Natürlich hat man unzählige Fischschwärme unter sich, die man nicht sieht. Manchmal werden sie vom Echolot wahrgenommen, oder Schwärme von fliegenden Fischen landen an Deck, vor allem auf Tankern, die wenig Freibord haben und schwer im Wasser liegen. Am Morgen geht der Koch mit einem Eimer raus und sammelt sie ein und brät sie der Crew zum Frühstück.

Oft tummeln sich Delphine ums Schiff. Als ich das erste Mal eine große Schar Delphine sah, traute ich meinen Augen nicht. Es war im Indischen Ozean, wo man die großen Schulen antrifft. Vorher hatte ich zwei oder drei Dutzend Delphine aufs Mal gesehen, aber in diesem Fall waren's Tausende. Gruppen von fünfzig oder sechzig Tieren kamen zusammen und trennten sich wieder. Und anders als der amerikanische Delphin, der aufspringt, auf dem Bauch landet und eine Zeitlang unten bleibt, machten diese einen Sprung nach dem anderen.

Im Atlantik sieht man Delphine, die nach Gibraltar unterwegs sind. Sie haben keine Mercatorprojektion, keine Loxodrome, sie müssen einem Großkreis folgen. Aber wenn du's gewohnt bist, mit einer Mercatorkarte zu arbeiten, und auf einem Mercatorkurs nach Gibraltar unterwegs bist und Delphine auf einem Großkreis siehst . . . Keine Ahnung, wie die das machen. Ich weiß nicht, ob sie tatsächlich auf einem Großkreis waren, aber es sah verdammt danach aus.«

Dave hatte auch von Haien erzählt und von Tieren, die er als Berufstaucher gesehen hatte, Seelöwen zum Beispiel:

»Mit neunzehn verdiente ich während einiger Monate mein Geld auf einem Agarriff vor der kalifornischen

Küste. Agar ist so ein Kraut, das du am Meeresgrund aufliest und in Säcke stopfst. Sie verwenden es als Dünger und zum Züchten von Bakterienkulturen. Manchmal kamen Seelöwen vorbei. An Land sehen sie stumpfsinnig aus, aber im Wasser gleiten sie an dir vorbei und schauen dich an, und du siehst die Intelligenz in ihren Augen – viel mehr Intelligenz als bei einem Hund. Dein erster Gedanke ist: ›Diese Dinger sind clever. Sie wissen genau, was ich hier tue und was sie tun und so weiter.‹ Und sie wußten, wer du warst: Wenn du in einem Boot rauskamst, um zu tauchen, blieben sie in der Nähe. Plötzlich verschwanden sie. ›Wo zum Teufel sind sie hin?‹ – ›Die Fischerboote kommen.‹ Ein paar Minuten später schautest du die Küste rauf und sahst ganz weit weg die Fischerboote kommen. Die Fischer schossen auf sie, weil sie sich von Fisch ernährten.«

Mit siebzehn hatte Kyle eine Fahrradtour in der algerischen Sahara gemacht und mit achtzehn wieder, und mit zwanzig war er auf einem Schubverband im Amazonasbecken gewesen, wo er Flußdelphine in der Madeira gesehen hatte. Auf der Fähre nach Nordafrika hatte er auch schon Delphine gesehen. Ohne Dave und dessen Storys hätte er diese Erfahrungen niemals gemacht. Jetzt hatte das alles keine Bedeutung mehr, aber trotzdem.

Am frühen Nachmittag flogen die Schwäne in Richtung Dählhölzliwald davon. Kyle nahm sich an ihnen ein Beispiel und ging den Treidelpfad entlang stromabwärts. Es war die perfekte Jahreszeit dafür: Im September zeigt sich die Aare von ihrer schönsten Seite – klares, dunkles Wasser, dahintreibende Blätter, die Strömung beruhigend langsam und trotzdem nicht schwerfällig wirkend. Und damals ließen die Bauern noch nicht so viel Jauche

reinfließen, so daß man die Steine am Grund sah und kein schleimiges Algenbett.

Beim Dählhölzliwald bog er rechts ein, weil er sonst an einer Reihe von Gehegen des Tierparks vorbeigekommen wäre – den Füchsen, Dachsen, Wildschweinen, Büffeln, Steinböcken und Gemsen –, und beim Anblick der eingesperrten Tiere wurde ihm immer schlecht, vor allem den Anblick der völlig übergeschnappten Füchse konnte er kaum ertragen. Und wenn er einen Wärter sah, bekam er Mordlust. Er bog also rechts ein und ging in den Dählhölzliwald. Und kaum war er drin, hatte er Allegra vor sich.

Sie schaute zwei Hunden zu, die sich rauften, einem Labrador und einem Dalmatiner. Normalerweise wäre Kyle einfach weitergegangen, aber in seiner jetzigen Apathie sagte er: »Die scheinen ja ziemlich glücklich zu sein.«

Sie lächelte, sagte aber nichts. Sie hatte ein junges Gesicht mit ausdrucksstarken Augen; er hätte nicht sagen können, ob sie fünfzehn war oder fünfunddreißig. Auch wenn sie nichts sagte, zeigte sie andererseits keine Feindseligkeit, also machte er noch einen Versuch.

»Gehören sie dir?«

»Nur der Labrador.«

»Wie heißt er?«

»Jessie.«

Und so kam er mit ihr ins Gespräch.

Als die Hunde mit ihrem Gerangel aufhörten, fragte er Allegra, ob er sie begleiten dürfe, und sie sagte ja. Er streckte seine Hand aus. Sie lachte – seine amerikanischen Manieren waren ihm in der Schweiz schon immer in die Quere gekommen.

Wie üblich, wenn er jemanden kennenlernte, kam wegen seines Vornamens als erstes zur Sprache, daß er halber Amerikaner war. Allegra gab an, französisch- und italienischstämmig zu sein. Deshalb haßte sie ihn also nicht von Anfang an. Sie schien etwas unsicher; sie war siebzehn, sagte sie, womit das ebenfalls erklärt gewesen wäre, aber Kyle fühlte sich auch nicht besonders sicher und vermutete, daß sie beide verlegen waren, was, wenn's stimmte, bedeuten mußte, daß die Anziehung gegenseitig war.

Die Begegnung führte trotzdem nirgendwohin. Allegra war scheu oder nicht interessiert, und Kyle wollte die Viertelstunde in ihrer Gesellschaft in guter Erinnerung behalten können, und das ging nicht, wenn er ein weiteres Treffen vorschlug und deswegen ausgelacht wurde. Aber nachher mußte er immer an sie denken, und da sie wahrscheinlich jeden Tag mit Jessie rausmußte, nahm er an, daß er ihr spätestens nach ein paar Wochen wieder über den Weg laufen würde, aber der Herbst wurde zu Winter und der Winter zu Frühling, und keine Allegra. Entweder war sie weggezogen, oder sie mied den Dählhölzliwald, nur damit sie ihm nicht wieder begegnen mußte. Letzteres hätte er ihr nicht mal verübelt, aber er hätte ihr sagen wollen, daß es nicht nötig war: Auch wenn er erst seit ein paar Jahren wahrhaben wollte, wie sehr ihn die Menschen haßten, hatte ihm noch niemand zweimal sagen müssen, daß seine Anwesenheit nicht erwünscht war. Nicht einmal Kim hatte das tun müssen.